Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Der Goldkerl.

Von **Carry Brachvogel.**

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1701 trat zu Berlin in den Laden eines Juweliers Boden der Pastor Porst, um ein Stückchen Gold auf seinen Gehalt prüfen zu lassen. Der Juwelier strich mit dem Probierstein darüber hin und meinte dann lächelnd, daß man, wäre der Herr Pastor nicht ein so bekannter Herr, auf die sonderbarsten Vermutungen kommen könnte, wieso er, der Herr Pastor Porst, in den Besitz so hochwertigen Goldes gelangt sei. Worauf der Herr Pastor vermutlich rot oder blaß wurde und etliches murmelte, was den scherzhaften Juwelier sehr belustigte, aber das Schweigegebot, das den Herrn Pastor band, nicht verletzte. Dann begab sich der Herr Pastor erregt in das Haus seines Schwiegervaters, des Apothekers Zorn, mit dem jenes Stückchen Gold sowie das Schweigegebot in Zusammenhang standen.

War das ein merkwürdiger Abend gewesen! Vor den erstaunten Augen des Ehepaars Zorn, des Herrn Pastors und noch etlicher anderer Zeugen hatte der blutjunge Lehrling der Apotheke, der Fritze Böttger, wahr und wahrhaftig Gold „tingiert" und so alle ad absurdum geführt, die an seiner Kunst gezweifelt und sie „Sudelei und Quacksalberei" genannt hatten, wie Herr Zorn getan, dem seine Worte jetzt sicher leid taten. Nun war es also klar: der Fritze, der Teufelskerl, konnte Gold machen, hatte mit seinen kecken 16 Jahren ausgefunden, woran andere ihr ganzes Leben gesetzt hatten, ohne je den Erfolg zu erreichen. Jeder der von dem Glückskind zu Zeugen Geladenen hatte an ihm zweifeln wollen, aber vor unwiderleglichen Tatsachen muß auch der ärgste Skeptiker verstummen. Das Stückchen Feingold war solch eine unwiderstehliche Tatsache, und der Herr Pastor legte es in die Hände seiner Schwiegermutter zurück, der es Fritze verehrt hatte . . .

Keiner von all den Zeugen trug Zweifel an der Kunst des jungen Goldmachers, aber gerade weil sie an ihn glaubten, hatten sie ihn davor gewarnt, sein Geheimnis auszuplaudern, „auf daß ihm diese Sache nicht gereichen möchte zu einem Strick, der ihn in großes Verderben ziehe". Er hatte ihnen versprochen, zu schweigen, wie auch sie sich verpflichtet hatten, den Mund zu halten. Sie taten es auch zunächst, obwohl es dem Herrn Pastor im Juwelierladen sicherlich nicht leicht geworden war, mit der Wahrheit hinterm Berg zu halten. Aber wer, der ein Wunder mit eigenen Augen gesehen hat, vermöchte auf ewige Zeiten zu schweigen?! Die Herrschaften, denen Fritze sich und sein Wunder geoffenbart hatte, waren keine Trappisten und er selber war wohl auch keiner. Wie sich das Gerücht seiner Kunst verbreitete, hat man eigentlich wenig erfahren, wie man den Trick kennt, mit dem er das Stückchen Gold in die Retorte praktiziert hatte, um es als sein Gold wieder herauszufischen. Aber das Gerücht von dem Goldmacher-Lehrling schwirrte bald in der ganzen Stadt umher, und die Zornsche Apotheke wurde nicht mehr leer von Besuchern, die den jungen Wundermann sehen wollten. Immer weitere Kreise sprachen von ihm, und zuletzt trug Herr von Haugwitz sogar die Wundermär ins Schloß zu Preußens erstem König hin. . .

Die Kassen aller deutschen Fürsten befanden sich in jener Zeit in einem Zustand, der ungefähr an unsere gegenwärtige Notzeit erinnert. Man kann sich also denken, daß dem verschwenderischen Friedrich I. das Märlein von einem Goldmacher wie eine frohe Verkündigung in die Ohren klang und er keinen sehnlicheren Wunsch hegte, als dies Dukatenmännlein für ewige Zeiten im Schloß festzuhalten. Er sandte also Botschaft in die Apotheke Zorn, daß er das von Fritze hergestellte Gold zu sehen wünschte, und Frau Zorn legte es natürlich demutsvoll der Majestät zu Füßen, die ihr als Ersatz eine goldene Medaille überreichen ließ. Und da diese Goldprobe so untadelhaft war, meinte Herr Friedrich schon, die seltene Henne samt ihren goldenen Eiern sicher im Nest zu haben. Doch was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Der seltenen Henne war bei dem jäh erwachten königlichen Interesse schwül geworden, sie fürchtete, daß die Entdeckung ihres Taschenspielerkunststückchens ihr Kopf und Kragen kosten könnte, und entfloh daher heimlich und nächtens nach Wittenberg.

Als die preußische Grenze passiert war, mag Fritze aufgeatmet und sich eingebildet haben, daß er nun vor den Fängen der preußischen Behörden in Sicherheit sei, und fröhlich und wißbegierig, wie er es allzeit gewesen, ließ er sich als Student an der Universität einschreiben und ging mit Feuereifer an sein Lieblingsstudium, Chemie. Doch schon war im Berliner Schloß ruchbar geworden, daß das Dukatenmännlein entflohen war, und weißglühend vor Zorn und enttäuschter Hoffnung befahl Friedrich, den „Kerl" unverzüglich zurückzuholen, und setzte sogar eine Belohnung von 1000 Talern für seine Ergreifung aus. Alsbald erschien in Wittenberg der preußische Leutnant Menzel mit einem Militärkommando und verlangte im Namen seines königlichen Herrn die Auslieferung des „Kerl".

Der Preuße verlangte, der Sachse aber war keineswegs gewillt, herzugeben, denn schon hatte der Statthalter Fürst Fürstenberg dem Kurfürsten-König August dem Starken nach Warschau hin gemeldet, daß dem Lande ein Goldmacher geschenkt worden sei. Frohere Kunde konnte dem Herrscher Sachsens nicht werden, denn die polnische Königskrone, das chinesische Porzellan, der schwedische Krieg und fröhliche Maitressenwirtschaft in zwei Reichen verschlangen solche Summen, daß August, wenn er von Polen heimkam, meist gar nicht nach Dresden, sondern nach Pillnitz ging, um vor seinen Gläubigern Ruhe zu haben. Man kann sich also wohl denken, daß es ihm nicht in den Sinn kam, den „Berliner Kerl" auszuliefern, vielmehr ließ er ihn in sicheren Gewahrsam bringen („Schutzhaft" würde man es heute nennen!), und der Kreishauptmann erhielt vom Statthalter Order, „die Brandenburger ja höflich zu traktieren und zu amüsieren, dabei aber immer zu beobachten, ob sie etwan oder vi etwas gegen Böttgern" intendierten. Sicherlich „tendierten" die Brandenburger alles Mögliche, denn ihr König nannte seine Minister „Esel", weil sie den Goldmacher hatten entwischen lassen, und Menzels Berichte zerstampfte er mit den Füßen. Er wollte ja keine Berichte, sondern den „brauchbaren Kerl"! Doch schon ging man in Sachsen mit dem Gedanken um, die ohnehin starke Garnison Wittenbergs noch zu verstärken, und Generalmajor Rosen erhielt den stillen Befehl, „bedürfenden Falles Infanterie, Dragoner und schwere Kavallerie aus den nächsten Standquartieren zusammenzuziehen". (!) Preußens König hinwiederum wollte unverzüglich einige Regimenter Infanterie und Kavallerie nach Wittenberg schicken, und als man ihm vorstellte, daß dies Beginnen unbedingt kriegerische Handlungen Sachsens nach sich ziehen müsse, entgegnete er, daß August gerade genug mit dem Schwedenkönig zu tun habe. . .

So schienen denn zwei Herrscher entschlossen, um einen Apothekerlehrling zu streiten, wie weiland Griechenland und Troja um die schöne Helena, und es ist eine feine Ironie der Geschichte, daß just in Wittenberg, in der Stadt, wo Luther seinen Sturmlauf gegen geistige Verfinsterung begann, ein grotesker Fürstenstreit anheben wollte, dessen Drahtzieher krasser Aberglauben war. Die Erregung in der guten Stadt Wittenberg wurde allmählich so groß, daß es ratsam erschien, den heiß umstrittenen Mann lautlos nach einem anderen sicheren Ort zu bringen. Er wurde also nach Dresden befördert, später, als man eine Invasion der Schweden fürchtete, samt dem Kronschatz nach der Festung Königstein, und alle Listen und Versuche Friedrichs, den „brauchbaren Kerl" zu bekommen, blieben erfolglos. Nur eines förderte dieser Froschmäuselkrieg zutage: ein hochgeschwollenes Aktenbündel voll mahnender oder beleidigender Briefe Preußens, voll ablehnender oder gewundener Schreiben Sachsens; die meisten mit der tiefsinnigen Frage beschäftigt, wessen Untertan Böttger eigentlich sei, denn er war in der Grafschaft Reuß geboren, hatte in Berlin die Lehrzeit verbracht und war nach Sachsen geflüchtet . . . Alle aber sind in jenem wunderlich-umständlichen und unverständlichen Stil abgefaßt, der von alters her ein unantastbares Hoheitsrecht sämtlicher deutschen Reichskanzleien gewesen ist . . .

Friedrich hat niemals die goldenen Eier erhalten, auf die er ein Anrecht zu haben glaubte, und auch August sind sie versagt geblieben, denn Fritz Böttger konnte natürlich kein Gold machen, so sehr man ihn auch drängte und kajolierte. Dafür aber wies ihm die Wünschelrute seines Ingeniums eine andere Goldquelle als jene, die aus der Retorte fließen sollte: er erfand das Porzellan. Er war der erste Europäer, der den „porzellanenen Schröpfköpfen", Japan und China, ein Paroli bot, und der König von Preußen soll recht schlecht gelaunt gewesen sein, als August ihm leuchtenden Auges das erste in Meißen gefertigte, das rote „Böttger-Porzellan" zeigte. Soll auch etliches gebrummt haben, daß der „Kerl" doch auch bei ihm hätte bleiben können. Auf seine Nachfahren hat sich aber seine üble Laune nicht vererbt, denn gleich dem übrigen Europa machte sich auch Berlin die Kunst des „Kerl" zu eigen, und das Kronenzeichen der Berliner Porzellanmanufaktur kann mit Ehren neben dem Schwertzeichen von Meißen bestehen.

Die reichsten Männer der Geschichte.

Die größten Vermögen des Altertums erreichen die der Neuzeit nicht, auch wenn man den heute unbekannten Besitz der Sklaven einberechnet. Die reichsten Männer des römischen Altertums waren der Augur Cn. Lentulus und der Freigelassene Neros Narcissus; ihr Vermögen betrug 300 und 400 Millionen Sesterz = 65 bezw. 87 Millionen Goldmark. Das höchste aus dem Altertum bekannte Jahreseinkommen ist das, welches die reichsten römischen Familien am Anfang des 5. Jahrhunderts bezogen haben sollen: etwa 4000 Pfund Gold bar und Naturalien im Wert des dritten Teils dieser Summe; im ganzen nach heutigem Geld 4 872 480 M. (Goldwährung).

Ungeheure Reichtümer wurden auch im Reich der Kalifen gewonnen: unter Kalif Mahdy hatte ein reicher Hasbinde in Bassora ein tägliches Einkommen von 100 000 Dirhem (= 100 000 Franken).

Lorenzo di Medici hinterließ bei seinem Tod 235 137 Goldgulden (= 20 Millionen). Jaques Coeur, der reichste Mann Frankreichs im Mittelalter, war imstande, Karl VII. zur Vertreibung der Engländer aus der Normandie 200 000 ecus (= 20 Millionen Franken) zu leihen. Derselbe hatte einmal infolge ungerechter Verurteilung eine Buße von der doppelten Höhe dieser Summe zu bezahlen. Der Bankier Julius II., Agostino Chigi, der Handelshäuser in allen großen Städten der damals bekannten Welt besaß, soll ein Einkommen von 70 000 Dukaten gehabt haben; dabei konnte man mit 16 Goldgulden den Unterhalt eines Menschen im Jahr bestreiten! Das Vermögen der Fugger erreichte im Jahr 1546 mit 4½ Millionen Gulden seinen höchsten Wert. Mazarins Vermögen schätzte Voltaire etwa auf 200 Millionen Franken nach damaliger Währung.

Der Bankier Samuel Bernard, zur Zeit Ludwigs XIV., besaß ein Jahreseinkommen von über 3 Millionen Franken. Das Barvermögen des Fürsten Alexei Danilowitsch Menschikow betrug bei seiner Verbannung 10 Millionen Rubel. Potemkin brachte, obwohl er ein tolles Prasserleben führte, in 16 Jahren ein Vermögen von 90 Millionen Rubel zusammen, während damals die Jahreseinnahme des ganzen Zarenreichs nur etwa 50 Millionen betrug. Der jährliche Verbrauch des Grafen Brühl wird auf 6 Millionen Mark geschätzt. Unter den polnischen Magnaten in der Zeit Stanislaws Augusts konnte Felix Potocki 30 Meilen ohne Unterbrechung auf eigenem Grund reiten; sein Besitz brachte ihn trotz hoher Schulden seines Vaters jährlich doch noch 700 000 M., bald war er der reichste Mann Kronpolens. In Rußland bildeten bekanntlich die Leibeigenen einen großen Teil des Vermögens. Katharina II. soll deren über 800 000 verschenkt haben. Es gab russische Grafen, die bis zu 20 000 Leibeigene hatten, unter denen aber selbst wieder Besitzer von Millionen waren. Das Vermögen des Fähnrichs Jakubow, damals vielleicht das größte auf dem ganzen Kontinent, wurde auf 300 Millionen Mark geschätzt. Die größten Vermögen jedoch sammelte sich in Amerika und Westeuropa an. 1846 zählte man in New York nicht mehr als 16 Personen, die ein Vermögen von ½ Million Dollar hatten; unter diesen „bescheidenen Millionären" ragte Johann Jakob Astor hervor, der bei seinem Tod 30 Millionen Dollar hinterließ. Die Bildung wirklich fabelhafter Vermögen begann in Amerika aber erst nach dem Sezessionskrieg. Alexander Stewart gab ein Jahreseinkommen von 4 071 256 Dollar an; als Cornelius Vanderbilt im Jahre 1877 im Alter von 81 Jahren starb, soll er gesagt haben, er habe durchschnittlich jährlich 1 Million Dollar verdient; er hinterließ seinen Erben 105 Millionen Dollar. Als die beiden Reichsten der Welt galten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Jay Gould und J. W. Mackay mit 275 bezw. 250 Millionen Dollar.

In England hatten zu Anfang des Jahrhunderts 2418 Personen ein Jahreseinkommen von 200 000 M., in Frankreich 800, in Deutschland 144. Nach der 1884 aufgestellten Liste der 12 reichsten Männer der Welt, die 7 Amerikaner und 5 Engländer enthielt, besaß der reichste Mann in England, Rothschild, ein Barvermögen von 800 Millionen Mark, der Herzog von Westminster 320 Millionen; die drei übrigen sind die Herzöge von Sutherland und Northumberland und der Marquis von Bute, der mit einem Vermögen von 80 Millionen die letzte Stelle einnahm. — Das ist für einen heutigen Finanzkönig gar nichts. Seit dem Krieg haben wir gelernt, mit Milliarden zu operieren, mit Zahlengrößen, von denen sich weder ein Krösus noch ein „Roi soleil" je etwas träumen ließ.

Der Helfer.

Von **Philipp Gritt.**

August Kuhnert, in dem von ihm als Stammgast frequentierten Zuchthaus nur als Nummer 78 bekannt, sollte wieder einmal zu einer Gerichtsverhandlung transportiert werden. Feierlich erschienen daher in seiner Zelle der Staatsanwalt, der Anstaltsdirektor, der Schließer Krause und ein bis an die Zähne bewaffneter Gendarm, um dem gefürchteten Häftling das erforderliche Ehrengeleit zu geben.

Alsbald bewegte sich der erhabene Zug mit geziemender Würde den endlosen Korridor entlang, an dessen äußerstem Abschluß sich eine schwere Tür befand, die aus naheliegenden Gründen natürlich nur von außen zu öffnen war, während ihre Innenseite eine blanke nahtlose Metallfläche aufwies. Nur ein ganz verborgenes und geheimnisvolles Löchlein markierte hier die Stelle, wo der Wärter seinen überaus kunstvollen Schlüssel einführen mußte, um im gegebenen Fall die Pforte auch vom Gang aus öffnen zu können. Einen weiteren Ausweg gab es überhaupt nicht.

Als die kleine Schar nun bis zu dieser Stahlwand gelangt war, zog der Schließer Krause voll imposanter Würde sein gewichtiges Schlüsselbund aus dem Hosengurt hervor und ließ bedächtig jeden einzelnen Schlüssel des großen Rings in seinen dicken, fleischigen Fingern Revue passieren.

Plötzlich wurde sein martiales Antlitz so bleich wie die getünchte Kalkwand des monotonen Korridors, dann murmelte er irgend etwas Unverständliches in seinen robusten Schnauzbart. „Na, was gibt es denn?" fragte der Staatsanwalt voll ungeduldiger Schärfe.

„Verzeihung, Herr Staatsanwalt, aber ich glaube, ich habe vorhin von dem Brett in meiner Stube das falsche Schlüsselbund herabgenommen." Der sonst so selbstbewußte Mann knickte wie ein Häufchen Unglück in sich zusammen.

„Ist ja eine nette Schweinerei", schnarrte der allgewaltige Gebieter in seiner Respekt heischenden schwarzen Amtsrobe, „jetzt sitzen wir also hier fest". — „Ich bitte vielmals um Entschuldigung, aber . . ."

„Ach lassen Sie Ihr elendes Gestammel, Sie unfähiger Mensch, Sie", mischte sich nun auch der Gefängnisdirektor wütend in die Debatte.

Dann vergaßen sämtliche Herren ihre scheinbar angeborene Würde und schlugen wie irrsinnig mit den Fäusten gegen die Tür. Auf der anderen, ersehnten Seite meldete sich aber nichts Lebendes.

„Das kann ja herrlich werden", polterte der Staatsanwalt wieder grimmig und rieb sich die schon schmerzenden Knöchel der Hand.

Nur August Kuhnert, der Delinquent Nummer 78, hatte bisher der lächerlichen Szene, auf den schlauen Gesichtszügen infame Ironie, zugeschaut; jetzt sprach er mit vollendeter Höflichkeit: „Wenn die Herren mir etwas steifen Draht verschaffen, könnte ich vielleicht behilflich sein."

Staatsanwalt, Direktor und Gendarm sahen sich erst verblüfft, dann verlegen in die zornsprühenden Augen, schließlich wußten sie nicht, was sie sagen sollten. Der Schließer Krause aber, dem vor allem daran lag, aus dieser durch ihn verursachten Klemme herauszukommen, ging wortlos auf den Feuereimer zu, entfernte den Draht, mit welchem dieser an der Wand befestigt war, und reichte ihn mit stummer Grandezza der Nummer 78 hin.

In August Kuhnerts massiven Körper kam nun plötzlich Leben. Ihn packte der Ehrgeiz, vor diesem Auditorium ein Meisterwerk seines Könnens abzulegen. Mit unglaublicher Behendigkeit bog er sich den Draht ein wenig zurecht, warf einen prüfenden Blick auf die kleine Öffnung des Schlosses, stieß den Dietrich mit einem raschen Griff hinein, und gleich darauf drehte sich die schwere Pforte gehorsam in ihren Angeln.

Dann überzog der geschickte Helfer als ehrlicher Mann das rettende Instrument wieder den Händen des Wärters. Unbehindert setzte die Eskorte ihren Weg jetzt fort und traf nur mit ganz geringer Verspätung im Gerichtssaal ein.

— — — „Ein solches am Baum der Menschheit schädliches Individuum hat das Recht auf unser Mitleid verwirkt", so schloß nach abermals einer halben Stunde der Herr Staatsanwalt seine schneidige Rede.

Der Kesselflicker.

Aus dem Persischen von **Egon Strahburger.**

In Maiar, einem Gebirgsdorf, nahe der Rosenstadt Schiras, wohnte ein armseliger Kesselflicker, der ein weiser Philosoph war und deshalb die Fühlung mit der Welt vom Standpunkt des Verdienens verloren hatte. Er hatte ein zerrissenes Kleid an, und aus seinen Schuhen schaute Zeh auf Zeh nackt heraus.

Tscherwadar, der Kesselflicker, wurde eines Tages vom kaiserlichen Prinzen aus Teheran, der mit seinen Reitern die Straße des Mannes kreuzte, einer Ansprache gewürdigt.

„Philosoph von Maiar", sagte der Prinz, „weshalb lötest du die Löcher der Kessel zu, während die Löcher am Rock und Schuh sich immer mehr vergrößern? — Tscherwadar, ein Philosoph ist ein Narr auf Erden . . ., man müßte Narren mit Stockhieben traktieren!"

Tscherwadar erwiderte: „Ihr redet offen mit mir; ich will desgleichen tun. Herr, mein Beruf als Kesselflicker ist Broterwerb; als Philosoph bin ich so glücklich, sehen zu können, daß Schuh und Prinz die größten Faulenzer unter Persiens Sonne sind . . ., denn man denkt für Euch, man sacht für Euch, man schreibt für Euch und man sucht sogar die Gedichte für Euch. All das tut sonst jeder Straßenkehrer in Deutsch oder in Gaz für sich selbst."

Der Prinz war empört über Tscherwadars Offenheit, hieß ihn fesseln, um ihn in Teheran aburteilen zu lassen. „Elender Lump", fauchte er wie eine Katze, „das kostet dich deinen Kopf!" Und er brachte ihn vor den Schah, seinen Vater.

Der Schah hörte seines Sohnes Entrüstung ruhig an, und er sprach: „Mein Sohn, wohl hat der Narr von Maiar den Tod verdient, aber sein Tod verdirbt uns das kaiserliche Renommee."

„Das Renommee, ist das zu zerstören?" fragte erstaunt der Prinz.

Wehmütig lächelte der Schah: „Des Urteils Vollstreckung macht das Volk auf unsere geistigen Unfähigkeiten aufmerksam. So lange das Volk davon aber noch nicht überzeugt ist, leuchten unsere Paläste in unirdischem Glanz, und der goldene Löwenorden verbreitet Heiligkeit."

Maiar aber wurde an den Thron berufen als Weiser, Prophet und Prinzenerzieher.

Das war des Perserschahs bedeutendste Tat, und alles Volk glaubte inniger denn je an die Klugheit seines Kaisers.

Frauen-Zeitung

* **Sein Geheimnis.** Ein Londoner Richter hat kürzlich erklärt, daß er noch niemals einen Ehemann kennen gelernt habe, der seiner Frau klipp und klar gestanden habe, was er verdiene. Das ist das „Geheimnis" des Mannes, über dessen Berechtigung in englischen Blättern gegenwärtig viel hin- und hergestritten wird. Auch bei uns soll das ja jetzt öfter als früher vorkommen, zumal die unsicheren Verhältnisse und die ewigen Schwankungen der Einnahmen eine genaue Angabe erschweren. Das Ergebnis der Umfragen, zu denen sich viele Leser der Blätter äußern, kann man wohl in dem Satz zusammenfassen, daß es auf die Frau ankommt. Ein Mann, der fürchten muß, daß seine Ehehälfte sofort bei der Schneiderin großartige Bestellungen aufgibt, wenn sie von Mehreinnahmen erfährt, handelt gewiß nicht unklug, wenn er ein gutes Geschäft oder einen größeren Gewinn verheimlicht. Dadurch, daß er seine Einnahmen geringer macht, als sie wirklich sind, zwingt er die leichtsinnige „bessere Hälfte" zur Sparsamkeit. Wenn er Verluste erlitten hat, so wird sich ein offenherziges Bekenntnis ebenfalls nach dem Temperament der Gattin richten. Bricht sie in ewiges Klagen und Jammern aus und wird gar ihre Gesundheit durch die traurige Nachricht untergraben, dann macht der Mann die Sache am besten mit sich ab und wird es vor ihr verheimlichen. Wenn es ihm schlecht geht, wird er aus eigenen Kräften versuchen, wieder hochzukommen. Weiß er aber, daß er bei seinem Lebenskameraden volles Verständnis findet, daß die Frau ihm in seinen Schwierigkeiten beistehen und sie mit ihm tragen wird, dann hat er gar keinen Grund, ihr seine Lage nicht zu enthüllen. Ob der Mann „sein Geheimnis" hat oder nicht, hängt also letzten Endes von der Frau ab, und je tüchtiger und zuverlässiger die Gattin ist, je besser das Eheleben, desto weniger wird er zu verbergen haben, desto mehr wird vollkommene Aufrichtigkeit zwischen den beiden Gatten herrschen. Der Richter, der jedem Ehemann ein solches Geheimnis zusprach, urteilt daher nur nach dem Bild der Ehen, die ihm alltäglich vor Augen kommen und in deren „etwas faul" sein muß, wenn ihre Zwistigkeiten vor Gericht zum Austrag kommen.

Welt und Wissen

* **Maße für alle Welt.** Man kann heutzutage alle Kleidungsstücke fertig kaufen, denn die Industrie hat die ganze Menschheit ausgemessen und weiß ebenso gut, wie viel Stoff zu einem Turban für einen Anhänger des Propheten notwendig ist, wie die Menge Holz, die für die Holzsandalen einer ostpreußischen Magd erforderlich ist. Hüte, Beinkleider, Röcke, Hemden, Korsetts usw. werden über die ganze Welt verschickt und müssen passen. Deshalb besitzen die großen Mittelpunkte der Bekleidungsindustrie ein ungeheures Material von Maßen für die ganze Welt. Das richtige Maß bei einer Ware zu verwenden, ist ein wichtiges Geheimnis des Erfolges. Ein Mützenfabrikant in Manchester fand das „Ei des Kolumbus", indem er entdeckte, daß Köpfe nicht rund, sondern oval sind. Er fertigte daher seine Mützen in ovaler Form an, sehr zum Segen seines Geldbeutels und der Menschheit. Jetzt werden Mützen nach den verschiedenen Nummern ganz so wie Handschuhe gearbeitet. Die meisten Geheimnisse an Maßen besitzen die Fabriken, in denen fertige Anzüge und Kostüme hergestellt werden. Die Menschen sind ja nun einmal in ihrem Wuchs sehr verschieden, und daher bedurfte es sehr eingehender Messungen und sehr langer Erfahrungen, um es so weit zu bringen, daß jeder normale Mensch in einem Kleidergeschäft die Sachen findet, die ihm passen. Dabei muß freilich der Fabrikant auf gewisse Eigenheiten seines Kundenkreises Rücksicht nehmen. Ein Kleiderfabrikant aus Manchester erzählt z. B., daß die Sachen für die Engländer anders gearbeitet sein müssen, als die für die Schotten und die Iren. Eine besondere Klasse für sich bilden wieder die Kleidungsstücke, die nach Kanada ausgeführt werden, und die englischen Firmen, die für die Vereinigten Staaten arbeiten, müssen besonders auf die hohen Ansprüche der Amerikaner in bezug auf Taschen Rücksicht nehmen, die davon eine größere Menge wünschen als die Engländer. Der Schotte bevorzugt lose gearbeitete Kleider, während der Londoner einen anliegenden Sitz wünscht. Die Hemden, die für den heimischen Markt in England angefertigt werden, unterscheiden sich sehr von denen, die nach Skandinavien gehen. Und gar bei Korsetts oder Blusen! Da muß der Fabrikant genau wissen, in welcher Weltgegend die Frauen schlanke Taillen haben und in welcher sie dick sind. Ihm ist bekannt, wo die größten Menschen und wo die kleinsten wohnen, wo man die kleinsten Köpfe und die größten Hände und Füße hat und anderes mehr.

* **Schwedens Küste senkt sich.** Die neuesten Forschungen haben erwiesen, daß sich die Ostküste Schwedens ständig senkt, während das Meer an der südlichen und südwestlichen Ostseeküste immer frisches Land anschwemmt. Geologische Untersuchungen führten nämlich bei Ystadt an der Küste zu der Entdeckung eines Moorlagers, das sich tief unter der Sanddecke hin erstreckt. In diesem Moor fand man Schiffsreste, Teller aus Messing, Eisenbüchsen, Kugeln von Stein und Knochen, und konnte feststellen, daß diese Dinge ein Alter von etwa 300 Jahren besitzen. Bei weiteren Grabungen fand man in einer Moräne Feuersteine und Hornwerkzeuge, die aus der Zeit von 1000 bis 1100 nach Christi stammen müssen. In einem Jahrtausend hat also Schweden ganz bedeutende Küstenveränderungen zu verzeichnen, die weit über das übliche Maß der durch den anschwemmenden oder abtragenden Einfluß des Meeres bedingten Veränderungen hinausgehen.

* **Uraltes im Alltag.** Daß wir alle durch tausend Fäden nicht nur in unserem Organismus, sondern auch in unserer Kultur mit fernen Vorzeiten verknüpft sind, wissen wir, aber es kommt uns selten zum vollen Bewußtsein. Eine Zusammenstellung solcher „merkwürdigen Überbleibsel" gibt der englische Kulturhistoriker Dr. George C. Williamson in einem soeben erschienenen Buch. Wenn man jemandem die Hand gibt, so erfordert es der Anstand, vorher den Handschuh auszuziehen. Dies ist eine Erinnerung an jene Zeiten allgemeiner Unsicherheit, da man den, den man begrüßte, durch Entfernung des Handschuhs davon überführen wollte, daß man keine Waffe in der Hand hatte. Das „Große Reinemachen" im Frühjahr geht auf das jüdische Passahfest zurück. Die allgemeine Reinigung, die dabei anbefohlen war, wurde von den Juden sorgfältig ausgeführt, und als sie, aus Spanien vertrieben, zahlreich nach Holland flüchteten, nahmen sie auch dort im Frühjahr eine gründliche Reinigung aller Geräte des Hauses vor. Das lernten von ihnen die Holländer, die sich dann zu fanatischen Anhängern des Großreinemachens entwickelten, und von Holland aus verbreitete sich der Brauch nach den übrigen Ländern. In dem so sehr konservativen England stößt man auf Schritt und Tritt auf solch uralte Bräuche, die noch in Kraft sind, obwohl sie ihren Sinn längst verloren haben. Bei den offiziellen Umzügen der Stadtbehörden werden z. B. von Dienern stark duftende Blumensträuße vorangetragen. Das geschah ursprünglich, um sich gegen die schlechten und schädlichen Gerüche der Straße zu schützen. Besucher einer Londoner Kirche wunderten sich, an der Rückseite der Kanzel und über der Stelle, wo der Geistliche steht, hölzerne Aufhänger zu finden. Solche Aufhänger finden sich auch sonst in Kirchen, ohne daß noch jemand weiß, wozu sie dienten. Sie waren in jenen Tagen, da man die großen Allongeperücken trug, zum Aufhängen dieser gewaltigen „Behauptungen" angebracht. Der englische Parlamentsgebrauch ist voll von solchen seltsamen Überbleibseln. So ist z. B. verboten, daß ein Diener den Boden des Sitzungssaals betritt, und wenn deshalb ein dienstbarer Geist einem Mitglied etwas bringen will, so muß er schwierige gymnastische Übungen ausführen, um nicht das geheiligte Parkett zu berühren. Wenn ein Abgeordneter eine Rede hält, so muß er seinen Hut aufhaben; redet er unbedeckt, so tönen ihm sofort von allen Seiten Ordnungsrufe entgegen. Einige hohe Adlige haben noch alte Privilegien. So besitzen die Lords Kingsale und Forester das Recht, mit bedecktem Haupt vor den König zu treten. Als ein Lord Kingsale vor Georg III. mit dem Hut auf dem Kopf trat, stellte ihn der König deswegen zur Rede, und als er hörte, daß es sich um ein vielhundertjähriges Privileg handle, sagte er, der Lord dürfe wohl vor Königen den Hut aufbehalten, aber nicht vor Damen, worauf Kingsale vor der neben dem Herrscher stehenden Königin sofort den Hut abnahm.

Neue Bücher

* **Vicki Baum: „Die Welt ohne Sünde".** Der Roman einer Minute. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Dieser merkwürdige und eigenartige Roman der bekannten Dichterin fesselt nicht nur seines künstlerischen Wertes wegen, sondern weil er, aus der Zeit geboren, der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, aber auch der Sehnsucht und dem Zielstreben eines ganzen Volkes Ausdruck verleiht. Damit ist schon sein utopistischer Charakter angedeutet. Egidius, der Prophet, und Anselmus, der Führer seiner Gemeinde, gründen nach einer furchtbaren Weltkatastrophe ein Reich nach jenen Plänen, die vor und seit Thomas Morus in den Köpfen aller gespukt haben, deren Menschenliebe an die Möglichkeit glaubte, die Welt restlos glücklich zu machen. Man glaube aber nun nicht, einen jener zahlreichen, durch die Irrealität an Interesse verlierenden Romane vor sich zu haben, von denen besonders der von Bellamy seinerzeit so viel Aufsehen erregte, nein, hier zeigt sich die klug formende Künstlerhand, die mit den Mitteln eines dichterisch ersetzten, überzeugenden Expressionismus eine Phantasiewelt aufbaut nur in dem Gehirn ihres Helden — während einer einzigen Minute. Während der Minute, die ihn nach dem Scheitern seiner Hoffnungen und Pläne vom Tode trennt. Kaleidoskopartig zieht in einer Reihe erschütternder Szenen, in einem grandiosen Chaos von sich überschneidenden und sich gegenseitig durchdringenden Bildern ein Rückblick und Ausblick seines Wollens und Vollbringens, seiner Hoffnungen und seiner Enttäuschungen durch das Hirn des Volksbeglückers. Mit atemloser Spannung verfolgt der Leser dieses buntschillernde Leben eines modernen Faust, der Hand an sich legt in dem Augenblick, in dem er daran verzweifelt, jemals die „Welt ohne Sünde" zu sehen und das Ziel seines Strebens zu erreichen: auf freiem Volk zu stehen.

* **„Sokratische Gespräche".** Von Neander. (Bank-Verlag, Berlin W. 57.) Es ist alles schon dagewesen. Auch die alten Griechen haben ihre „Reparationsfrage" und ihre „neuen Reichen", ihre „Inflation" und ihre „Verelendung der Massen" gehabt. Neander führt uns in diese Tagessorgen der athenischen Bürgerschaft hinein, indem er uns Gespräche erlauschen läßt, die Sokrates auf dem Markt und in den Straßen Athens mit Männern aus dem Volke führt. Aber während so Bild auf Bild aus dem alten Attika an uns vorüberhuscht, werden wir bald inne, daß sich hier in Wirklichkeit das Spiegelbild unserer eigenen Sorgen und Nöte vor uns abrollt, und daß die Leutchen, die da im Chiton auf der athenischen Agora umherwandeln und mißvoll auf die Gästen der Reichen blicken, eigentlich nur verkleidete Männer unserer Tage sind.

* **Theodor Heinrich Mayer: „Rapanui".** Der Untergang einer Welt, Roman (L. Staackmann, Verlag, Leipzig). Die geheimnisvollen Standbilder auf der Osterinsel, die einer sagenhaften Kulturepoche angehören und in ihrer Bedeutung bis zum Untergang des einsamen Eilandes im Stillen Ozean (nach neueren Meldungen soll die Insel übrigens nicht untergegangen sein) nicht erkannt wurden, sind hier in einer phantasiereichen Fabel zum Mittelpunkt von prähistorischen Begebenheiten gemacht, die eine ganz neue Welt vor unsern Augen abrollen lassen. Rapanui ist darnach nur der winzigste Teil eines großen Reiches von kulturell hoher Blüte, das eine Weltkatastrophe ins Meer versinken ließ. Kosmische Elementarereignisse, wie Vulkanausbrüche, Erdbeben und Sturmfluten, deren Entstehung und Verlauf anschauliche Schilderung erfahren, sind die Ursachen des Unterganges, der ein märchenhaftes Idyll zerstörte, alles Lebende restlos vernichtete und nichts übrig ließ als einige riesige Steinbilder, die geheimnisvoll ins Meer starren. —r.

* **Agnes G. Ruhl: „Der Freund".** (Ormien-Verlag, Herborn.) In innerlicher und feiner Weise wird das Problem der Freundschaft zwischen Mann und Weib behandelt. Fragen religiöser, gesellschaftlicher und rein menschlicher Art klingen neben diesem Grundton auf. Fragen, die jeden denkenden Menschen einmal bewegen. Ein Buch, das Gemüt und Herz des Lesers nicht leer läßt.

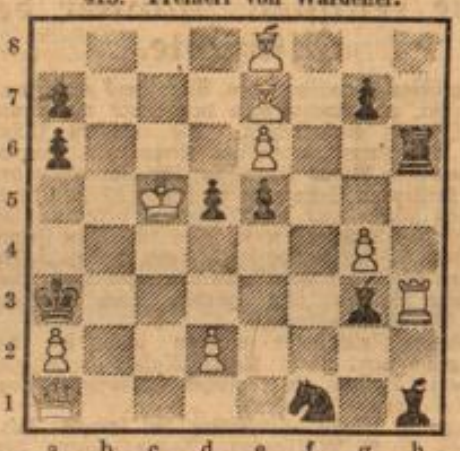
* **Frank Thieß: „Angelika ten Swaart"** (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart). Nach dem Roman „Die Verdammten", der Frank Thieß in die vordersten Reihen der Romandichter stellte, liegt nunmehr auch die Erzählung „Angelika ten Swaart" als Buch vor und gestattet, der den zartesten Seelenregungen nachgehenden Stilkunst des Verfassers aufs neue Aufmerksamkeit zu widmen. In feinsinnigster Weise wird hier die Ehe einer wohlerzogenen Frau, die mit einem ungeliebten Manne verbunden wird und am ersten Kinde stirbt, geschildert. Das Problem des Todes, der in Gestalt eines schweigsamen, um die tiefsten Geheimnisse wissenden Arztes dem Buche einen beruhigenden und versöhnenden Charakter gibt, ist hier in einer fesselnden, nach inneren musikalischen Gesetzen ablaufenden Dichtung so überzeugend behandelt, daß man einen Hauch aus dem Reich jenseits der Dinge zu spüren vermeint.

Spiele und Rätsel

Schach.

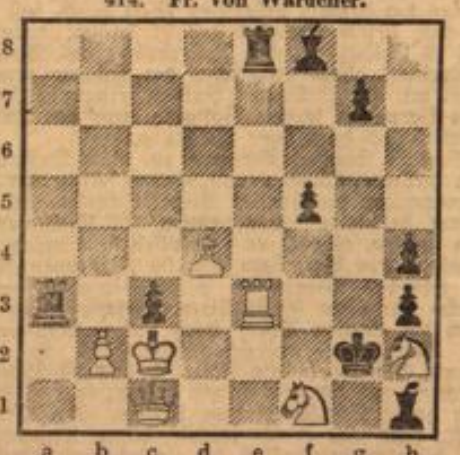
Bearbeitet von R. Wedesweiler.

413. Freiherr von Wardener.



Weiß: Kc5, Da1, Th3, Le7, e8, Ba2, d2, e6, g4;
Schwarz: Ka3, Th6, Lg3, h1, Sf1, Ba6, a7, d5, e5, g7.
Matt in 2 Zügen.

414. Fr. von Wardener.



Weiß: Kc2, De1, Te3, Ld4, Sf1, h2, Bb2;
Schwarz: Kg2, Ta3, e8, Lf8, h1, Bc3, f5, g7, h3, h4.
Matt in 2 Zügen.

Durch die Nummern 385—390 ist Fr. von Wardener unsern Lösern ein guter Bekannter geworden. Nachdem jetzt auch die Autorlösungen dieser sechs reizvollen Zweizüger erschienen sind, erweisen sich die damals gefundenen Lösungen als richtig; bei Nr. 388 auch außer 1. Kh4 auch 1. Kg4, 1. Le2. Die beiden Zweizüger 413 u. 414 sind in gleichem Stile komponiert.

Partie Nr. 186. Französisch.
1916 im Kurhaus zu Wiesbaden gespielt.
Weiß: F. Loewenthal; Schwarz: N. N.

1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, Sf6; 4. e5, Sd7; 5. Dg4 (Gledhills Angriff), c5; 6. Sf3, Sc6; 7. d×c5, S×e5; 8. S×e5, S×e5; 9. Dg3, f6; 10. Lf4, Sg6? (Sf7!); 11. Lc7, De7; 12. Ld6, Df7; 13. Sb5, Kd8; 14. Sc7, L×d6; 15. D×d6+, Dd7; 16. S×e6+, Ke8; 17. Lb5, D×b5; 18. Sc7+, aufgegeben.

Partie Nr. 187. Schottisch.
1915 in Naugard gespielt.
Weiß: Correns; Schwarz: N. N.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, e×d4; 4. S×d4, S×d4; 5. Dd4, Sf6? (Df6!); 6. Sc3, d6; 7. b3, Le6; 8. Lb2, c5? (Ein Anfängerzug!) 9. De3, d5? 10. e×d5, S×d5; 11. S×d5, D×d5; 12. Lb5+, Ke7; 13. Tad1, Df5; 14. Td7+, Ke8; 15. Td5+, Ke7; 16. D×c5 ‡.

Schach.

Im Mittelalter war das Schach einmal Sondergut der ritterlichen adeligen Kreise; dem Volk blieb das Zabelspiel fremd. Das Blättlein hat sich gewendet. Heute hat das Schach seine weiteste Verbreitung in „Bürger"- und „Arbeiter"-Kreisen (der Gegensatz ist leider in den Arbeiter-Schachvereinen und Zeitungen konstruiert worden), hier hat es jetzt die Wurzeln seiner Kraft, aus der es Blüten und Früchte treibt. In unserer kampfdurchtosten Welt ist das Schach, Lasker sagt es treffend, wie ein Kloster, in dem man Stunden der Ruhe, der Andacht und der Sammlung findet. Als reines Spiel, ohne Beiguß schädlicher Bestandteile, übt es diese Wirkung aus. Es gibt sich offenherzig und darum harmlos, ohne Heimlichkeit; nichts ist verdeckt, kein Betrug möglich. Es hinterläßt nicht Vorwürfe, noch Reue; nur ein leiser Aerger, eine herbe Selbstkritik bringen Ansporn zu weiterem Vorwärtsstreben. Jeder Ort, jede Stunde ist recht; sei das Material aus edlem Gestein oder Metall, aus Holz oder Geringeren; das Wesen des Spiels bleibt unverändert; es macht Hoch und Nieder gleich: Das „königliche" Spiel sollte das Spiel des Volkes werden.

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Problem „Die Widersacher".

Kettenrätsel.

Aus nachfolgenden 9 einsilbigen Wörtern sind 9 zweisilbige zu bilden, so daß immer die letzte Silbe des einen Wortes die Anfangssilbe des folgenden bildet.

Bach, Burg, Rand, Saum, Stein, Wall, Wart, Weg, Wild.

Gegensatzrätsel.

Haß	— — — —	Dick	— — — —
Unten	— — — —	Mit	— — — —
Tag	— — — —	Ueberall	— — — —

Zu den vorstehenden Wörtern sind die Gegensätze zu bilden. Sind diese richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben eine ausländische Hauptstadt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 156:

Silbenrätsel: 1. Haiti, 2. Aloe, 3. Beileid, 4. Egge, 5. Imperator, 6. Casanova, 7. Himmelblau, 8. Stapellauf, 9. Cherub, 10. Habana, 11. Oberammergau, 12. Nibelungenlied, 13. Mirabelle, 14. Elias, 15. Institut, 16. Nadelstich, 17. Eule, 18. Nausikaa, 19. Badeort, 20. Elle, 21. Isar, 22. Titus, 23. Rappe, 24. Angeberei, 25. Gattin, 26. Freiübung, 27. Uebergabe, 28. Resonanz, 29. Dogma, 30. Enterich, 31. Nebel, 32. Weisheit. Habe ich schon meinen Beitrag für den Wiederaufbau des Theaters eingezahlt? — **Diamanträtsel:** F, Arm, Diana, Kranich, Frankfurt, Griffel, Pluto, Uri, T.

Richtige Lösungen sandten ein: Tilde Batz u. Lore Schäfer, Heinz Bindhardt, Bobby, Götz v. Herff, Irma u. Karl Michel, Erich Schaarschmidt, sämtl. von Wiesbaden; Otto u. Hugo Prückel in Hahn i. T.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.